

FACHBEITRÄGE

Aspekte einer inklusiven Sprache im Kontext emotional-sozialer Beeinträchtigungen

Diese Kinder fordern heraus: die Lehrkräfte, die Eltern, die Menschen in ihrem Umfeld und nicht zuletzt auch sich selbst. Sie lösen immer wieder und häufiger als andere unangenehme Gefühle aus: Ärger, Zorn, Wut, Verblüffung, Sprachlosigkeit, Hilflosigkeit, Ohnmacht, Kontrollverluste, Beschämung, Gesichtsverlust und Machtkämpfe. Sie verstricken uns in ihre Emotionen. Wir geraten leicht in Abwehr und Fluchtreflexe. Die Angst, als Pädagog:innen zu versagen ermüdet uns, da wir uns wenig selbstwirksam erleben. Sie drohen in einer Klasse oder Schule mit ihrem Verhalten die Atmosphäre zu dominieren und die Freude am Beruf oder am Lernen zu beeinträchtigen.

An die Schule richtet sich die Aufgabe der Inklusion von Kindern mit Behinderungen. Auch wenn bei anderen

Behinderungen dafür durchaus Luft nach oben ist, so gelingt sie bei emotional-sozialen Beeinträchtigungen noch seltener. Es wirkt manchmal so, als würden sich die Kinder geradezu selbst exkludieren, wie es eine ehemalige Kollegin einmal ausdrückte.

Sie werden oftmals ausgeschlossen, damit die anderen Kinder ruhiger lernen können. Im schlimmsten Fall verbringen sie viele Schulstunden vor dem Sekretariat oder in einem Nebenraum. Die Kinder lösen Ambivalenz aus zwischen dem Wunsch, ihre Teilhabe zu ermöglichen und der Erfahrung daran zu scheitern.

Diese Ambivalenz zeigt sich auch in fünf häufigen irrtümlichen Annahmen.

Die Kinder können die Störungen einfach abstellen, wenn sie wollen. Sie können sie steuern und ihr Verhalten ist gezielt und absichtlich.	Bei Kindern mit ADHS, mit ASS oder auch traumatisierten Kindern leuchtet uns unmittelbar ein, dass ein wesentliches Merkmal von emotional-sozialen Beeinträchtigungen oder Belastungen die eingeschränkte Steuerungsfähigkeit ist.
Mit den richtigen Maßnahmen verschwindet die Störung.	Die Störungen verschwinden nicht, da sie eine psychische oder soziale Funktion haben. Wir können nur ihre Auswirkungen verringern.
Die Anzahl der Kinder mit Störungen nimmt zu.	Auch wenn wir subjektiv den Eindruck haben, so ist diese Annahme nicht richtig. Siehe dazu die Studien des RKI zur seelischen Gesundheit von Kindern. Es ändern sich aber Symptome, Schweregrade oder Art der Störungen.
Es gibt eine Ursache der Störung und diese liegt außerhalb unseres Einflusses.	Psychologisierungen, soziale Erklärungen oder Schuldzuschreibungen führen dazu, dass wir unsere eigenen Handlungsmöglichkeiten nicht weiterentwickeln. Sie verringern unsere Selbstwirksamkeit.
Kinder mit emotionalen und sozialen Belastungen gehören nicht zu uns.	Liegt der Schwerpunkt von Schule nicht auf der Entwicklung von Persönlichkeit, seelischer Gesundheit und Zugehörigkeit, dann entwickelt sich auch die Leistung der Kinder weniger gut.

Diese Irrtümer stehen im Zusammenhang mit der Ambivalenz, die gegenüber emotional-sozialen Beeinträchtigungen herrscht. Ambivalenz führt dazu, dass Informationslücken ignoriert, kausale Zusammenhänge ohne belegbare Quellen hergestellt oder auch unvollständige Informationen überbewertet werden. Alltagspsychologie, spontane Erkenntnisse und „gesunder Menschenverstand“ überlagern empirische und wissenschaftliche Erkenntnisse.

Emotional-soziale Beeinträchtigungen zeigen sich im Verhalten und auch in fachlichen Perspektiven außerordentlich variabel.

Aus neuropsychologischer Sicht gilt, dass sie aus Stress entstehen und Stress verursachen. Hinter dem Stress steht allgemein eine Form von Angst. Stressdisposition wird oft schon durch in Generationen vorher angelegtem Stress über traumatische Erfahrungen genetisch weitergereicht. Traumata verändern die Genetik, indem die Epigenetik die Übersetzung von erlittenem Stress in die Genetik vornimmt und „einschreibt“.

Allerdings sind emotional-soziale Beeinträchtigungen von Personen und Situationen abhängig. Man kann sie nicht isoliert oder eindimensional betrachten, sondern sie sind Folge von Wechselwirkungen. Das führt dazu, dass Konsequenzen kaum funktionieren. Stattdessen ist umfassende Intervention notwendig.

Die wichtigsten Mittel sind dabei Sprache und Kommunikation.

Für die Interventionen ist es wichtig zu wissen, dass von emotionalen und sozialen Beeinträchtigungen betroffene Personen Distanz und Nähe schlechter regulieren. Dies ist eine Folge von Bindungsstörungen. Sowohl zu viel als auch zu wenig Nähe kann Angst und Stress auslösen.

Sie begegnen Konflikten oder Störungen mit Schuldzuschreibungen gegen andere oder sich selbst. Kontrollverluste oder die Vorstellung, zu verlieren lösen ebenfalls Angst und Stress aus, die abgewehrt werden.

Sie sind insgesamt verletzbarer und weniger resilient, jedoch nicht in jeder Situation.

Deshalb sind sie auf mehr Regulierungshilfen durch das Umfeld angewiesen, um ihre Potentiale zu nutzen. Die höhere Verletzbarkeit von emotional- und sozial belasteten Kindern bestimmt die Interaktionen und die Beziehungen vor allem auch im schulischen Alltag mit ihnen. Sie reagieren heftiger auf Kritik, sind empfindlicher bei Verunsicherung und werden bereits durch befürchtete Niederlagen vom Lernen abgehalten.

Um zu gewährleisten, dass sie ihre Potentiale nutzen können, ist deshalb eine besondere Sensibilität gegenüber ihren Ängsten und ihrer leichteren Kränkbarkeit Voraussetzung.

→ Bindungsstörungen verursachen Angst, Scham, Stress
→ Traumatisierung verursacht Sprachlosigkeit

Allerdings können traumatisierende Erfahrungen epigenetisch „überschrieben“ werden durch positive Erlebnisse von Selbstwirksamkeit. Dadurch werden Angst und Stress reduziert und positive Beziehungserfahrungen werden häufiger. Je mehr es gelingt, die Kinder erfolgreiche Beziehungs- und Lernerfahrungen machen zu lassen, desto mehr Barrieren werden reduziert. Die Schule kann dafür den entscheidenden Rahmen bilden, gerade auch wenn die Herkunftsfamilien selbst Stress und Angst unterliegen. Voraussetzung ist jedoch, dass die Schule versteht, dass gerade für emotional und sozial beeinträchtigte Kinder Zugehörigkeit, also Inklusion, von erheblicher, ja von entscheidender Bedeutung ist.

Die dafür notwendige Voraussetzung ist die Weiterentwicklung personaler Kompetenzen zur Gestaltung von für das Lernen förderlichen Erfahrungen der Selbstwirksamkeit. Außerdem sind eine haltgebende Organisation von räumlichen und zeitlichen Abläufen und konsequentes Empowerment durch Classroom-Management und Unterricht notwendige Voraussetzung. Bei allem hilft die Verwendung einer inklusiven Sprache im Unterricht ganz entscheidend. So wie Sprache verletzen kann, so kann sie auch fördernd, lindernd, unterstützend und sogar heilend sein.

Die Überwindung, Verringerung oder Abschaffung von Barrieren, die die Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen behindern, ist wesentlicher Bestandteil von Inklusion.

Barrierefreiheit ist ein großes Ziel der Umgestaltung von öffentlichem Raum in allen Aspekten. Allerdings wird dieser Begriff in der Regel nicht für Menschen mit emotionalen und sozialen Beeinträchtigungen verwendet. Die Barrieren, auf die sie täglich und in allen Lebensräumen treffen, wirken sich nicht nur auf die Gestaltung von Beziehungen aus. Sie verringern darüber hinaus Selbstwirksamkeit gerade auch beim Lernen. In der Folge hat das Einfluss auf die Selbstsicherheit und auf das Selbstbild. Das bedeutet, dass die betroffenen jungen Menschen ihre Möglichkeiten nicht ausschöpfen können. Das wiederum hat Einfluss auf die Gesamtleistungen von Schüler:innen im Hinblick auf Bildungsniveau und -erfolg.

Ein Rahmen des emotionalen und sozialen Halts und konsequentes Empowerment sind die Grundlagen für die Stabilisierung und Förderung der Beziehungsfähigkeit der jungen Menschen durch die Schule.

Dazu braucht es gesetzliche, schulübergreifende und vielfältige innerschulische Maßnahmen.

Mit einer wesentlichen Maßnahme können wir jedoch sofort beginnen, nämlich mit der Verwendung einer inklusiven Sprache. Dadurch werden in alltäglichen und schulischen Interaktionen erneute Verletzungen oder Kränkungen vermieden.

Der Prozess der Veränderung beginnt mit einer Analyse der in der Schule erlebten und verwendeten Sprache. Dies geschieht an den verschiedenen Lern- und Aufenthaltsorten: In den Fluren, im Klassenzimmer, beim Sport, in den Pausen, in Büros, im Lehrerzimmer, im Elternsprechzimmer etc. und vor allem auch in den sozialen Medien.

Im Zentrum der Beobachtungen sollte stehen, wo eine verletzende Sprache verwendet wird.

Wo werden andere herabgesetzt oder beleidigt? Welche Beleidigungen werden verwendet? Wo finden wir eine diskriminierende Sprache?

Wo wird Gewalt ausgeübt, indem jemand bloßgestellt, eingeschüchtert oder beschämt wird?

Wird jemand mit einem anderen verglichen oder gegen jemanden ausgespielt?

Wo wird jemand durch Sprache ausgegrenzt, abgewertet oder fremdbestimmt. Finden wir sogar Mobbing durch Sprache?

Besondere Aufmerksamkeit richtet sich auch auf eine sogenannte *ableistische Sprache*.

Sie verwendet Begriffe, die mit Behinderungen assoziiert werden, um andere zu verspotten oder herabzusetzen. Menschen werden auf ihre Behinderung reduziert und dadurch beleidigt.

Im emotionalen und sozialen Bereich finden sich viele Beispiele dafür. Die Begriffe sind dabei so alltäglich, dass sie uns kaum mehr auffallen.

Jemand ist etwa verrückt, autistisch, ein Trottel, ein Psycho, ein Spinner, ein Idiot, dumm, faul etc. Erst kürzlich kam es zu Kritik und einer Entschuldigung, als eine Politikerin einen Kollegen, der sich wenig explizit ausdrückte, als autistisch bezeichnete.

Die andauernde, selbstverständlich wirkende Abwertung, Fremdbestimmung und Ausgrenzung auch durch Sprache lassen sich als strukturelle Gewalt begreifen.

In der Schule gibt es viele Situationen und Anlässe, wie wir gegen Gewaltsamkeit in der Sprache vorgehen können. Um sich bewusst zu machen, wie unsere Worte auf andere wirken, werden konkrete Interaktionen beobachtet, gesammelt und zurückgespiegelt. Dazu können diverse Medien verwendet werden wie Literatur, Filme, Musiktex-te, aber

vor allem auch die Interaktionen zwischen den Sprechenden.

Dazu sind drei Grundvereinbarungen Voraussetzung:

1. Wir respektieren Unterschiede in den Meinungen, Sichtweisen, Verhaltensweisen, Aussehen und Möglichkeiten von anderen.
2. Wir nehmen bewusst eher Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten wahr als Differenzen.
3. Alle bemühen sich darum, Zugehörigkeit für andere zu ermöglichen, statt sie auszugrenzen.

Das bedeutet, kontinuierlich an inneren Barrieren zu arbeiten, was sich dann auch sprachlich ausdrückt. Diese Entwicklung verläuft in einem Bewusstseinsprozess. Anfangs mag es noch künstlich wirken, achtsam mit der eigenen Sprache umzugehen, aber durch den kontinuierlichen Gebrauch einer inklusiven Sprache wird es zu einer Gewohnheit und einer neuen Kultur. Ganz nebenbei entsteht ein neues Gefühl von „wir“, also Gemeinschaft statt nur „ich“, also Egoismus.

Inklusive Sprache wirkt. Sie schafft mehr Vertrauen in sich und andere, weil in der Gegenseitigkeit Bestätigung eine größere Rolle spielt. Sie unterstützt die Freude am gemeinsamen Tun, die für das Lernen eine unterschätzte Rolle spielt, wie wir durch die Corona-Krise gelernt haben. Wertschätzende Beziehungen entstehen durch wertschätzende Äußerungen und verändern so das gesamte Klima in der Schule. Friedliche Konfliktlösungen werden dadurch erleichtert und Leistung und Kreativität unterstützt statt blockiert.

Resonanz erzeugen

Die Voraussetzung für gelingende Kommunikation ist die dabei entstehende gegenseitige Resonanz. Sie führt zu Selbstwirksamkeit und dadurch entsteht gegenseitige Sicherheit und Halt. Resonanz in der Interaktion wird bewirkt durch ein Kommunikationsverhalten das bestimmt wird durch

- gegenseitigen Blickkontakt
- das Gefühl des Gegenübers zu spiegeln und das eigene darauf abzustimmen
- das Ankündigen oder Kommentieren von Verhaltensweisen
- Achten auf kleine Pausen
- die unwillkürliche Regulierung von Nähe und Distanz

Ist die Resonanz in Interaktionen hergestellt, entsteht ein Gefühl von Kohärenz, also Zuversicht in die eigenen Fähigkeiten. In der Folge entwickelt sich die Überzeugung, etwas zu bewirken und langfristig, die eigene Zukunft ge-



stalten zu können. Sie entsteht hauptsächlich, aber nicht nur, durch das Sprachverhalten. Wird das Resonanz fördernde Sprach- und Sprechverhalten in den Fokus gerückt, wird dadurch die Kommunikation verbessert, indem sie angenehmer, klarer und interessanter wird. Auch das bedeutet inklusive Interaktion.

Überall, aber gerade in der Schule und vor allem auch im Unterricht, haben wir viele Gelegenheiten zu einer Resonanz fördernden Kommunikation. Hier ist eine sicherlich nicht vollständige Liste von Möglichkeiten, wie in den Interaktionen zwischen Lehrkräften und Schüler:innen im Unterricht, aber auch darüber hinaus und untereinander, die Resonanz erhöht werden kann. Resonanz stärkt die Aufmerksamkeit und entlastet langfristig. Sie ist die wichtigste Quelle für Lernfreude. Hier einige wichtige Sprachverhaltensweisen, die Resonanz erzeugen:

Ich-Botschaften gebrauchen

Dabei wird die Wirkung angesprochen, die eine Äußerung auf einen hat.

Beispiel: Statt „Du nervst“ – „Ich werde nervös“.

Ich Botschaften vermeiden Anschuldigungen. Die Interaktion bleibt beidseitig.

Gemeinsame Verantwortung für den Lernerfolg ansprechen – „wir schaffen das ...“

Der Lernerfolg ist nie nur die Sache der Schüler:innen allein, sondern liegt auch am Thema oder der Methodik im Unterricht. Den gemeinsamen Erfolg beim Lernen, auch den der Lehrkraft, zu thematisieren, entlastet und verbindet.

Ankündigen und Spannung aufbauen

Unterricht ist keine Blackbox. Lernen wird begünstigt, wenn man weiß, was auf einen zukommt und erwartet wird. Zugleich soll er die Aufmerksamkeit dadurch aufrechterhalten, indem er die Faszination für den gerade zu bewältigenden Lernstoff vermittelt. Neugier ist ein wichtiges Mittel, um zu lernen.

Ziele mitteilen

Der Unterricht ist mit Zielen verbunden. Wenn sie transparent sind, laden sie ein, sie zu verfolgen. Die Ziele orientieren sich sowohl an Vorgaben des Lehrplans als auch an den Bedürfnissen und Interessen der Schüler:innen. Es ist Unterrichtskunst, den Schüler:innen dadurch Selbstwirksamkeit zu vermitteln und Zuversicht in die Bewältigung von zukünftigen Aufgaben oder Anforderungen.

Schwierigkeitsgrad systematisch steigern

Wird der Grad der Anforderung allmählich gesteigert, erleben sich die Schüler:innen als erfolgreich und entwickeln dadurch die Energie für neue Herausforderungen. Wichtig ist dabei auch, dass Äußerungen wie „Das ist ganz leicht“ oder „Das geht ganz schnell“ vermieden werden. Eine Aufgabe, die „ganz leicht“ ist, kann entfallen. Wird eine „ganz leichte“ Aufgabe nicht bewältigt, ist das entmutigend. Durch das passende Anforderungsniveau entsteht die Lust zu mehr Herausforderungen. Das ist ein Prozess, der sicherer macht und Stress abbaut.

Aufmerksamkeit steuern

Um die Aufmerksamkeit von Schüler:innen aufrecht zu erhalten, ist es wichtig, dass sie sich so viel wie möglich gesehen fühlen. Der Blick der Lehrkraft ist dabei das Mittel der Steuerung. Um den Blickkontakt für die Interaktionen mit der Klasse aufrecht zu erhalten, ist vor allem eine einfache und organische Unterrichtsgestaltung hilfreich.

Gefühle wahrnehmen und verbalisieren

Gefühle spielen beim Lernen eine größere Rolle als die Intelligenz der Schüler:innen. Deshalb erreicht ein Unterricht dann mehr Lernerfolg, wenn darin die Gefühle beim Lernen thematisiert werden können. Sie sind dann Quellen, um Hindernisse zu beseitigen und betonen, wie wichtig es für alle ist, sich wohlfühlen.

Körpersprache regulieren

Unsere Körpersprache ist in Interaktionen genauso wichtig, wie das was wir mit Worten sagen. Eine zugewandte und Distanz und Nähe regulierende Körpersprache erleichtert die Interaktion und führt zu nonverbaler Resonanz.

Mimik und Stimme modulieren

Um den Unterricht für Kinder und Lehrkräfte weniger anstrengend und zugleich effektiver zu machen, spielen Mimik und Stimme eine große Rolle. Durch die Modulation, also die Veränderungen im Sprechen und auch im Gesichtsausdruck, erhöht sich die Resonanz. Expressivität kann auch Spaß machen und sie stabilisiert die Beziehung.

Pausen beim Sprechen machen

Genauso wichtig wie das Sprechen sind die Pausen dabei. Kleine Atempausen, kleine Unterbrechungen für die Selbstreflexion und für die Gestaltung von Bedeutung, sind entlastend und erfrischend. Sie verlangsamen die Impulsivität oder verringern Automatismen.

Floskeln vermeiden wie „sozusagen“ „genau“ etc.

Floskeln überspielen Unsicherheiten. Sie haben ebenfalls eine Pausenfunktion, wirken aber in Interaktionen ermüdend. Sich gegenseitig auf die Verwendung von Floskeln aufmerksam zu machen, hilft im Sprechen sicherer und direkter zu werden.

Diese kommunikativen Tools zur Erzeugung von Resonanz können immer erneut eingesetzt werden und es macht Freude, sie zu üben und dadurch befriedigendere Interaktionen gestalten zu können.

In der Schule und gerade dort gibt es viele Situationen, in denen besonders förderliche Interaktionen Anwendung finden können. Auch hier sind Möglichkeiten und Anlässe aufgezählt:

- Feedback geben: Beobachtungen, Fragen formulieren
- ermutigen und anfeuern
- bitten, danken, um Erlaubnis bitten, trösten
- Warmherzigkeit ausstrahlen, Gefühle ansprechen oder spiegeln
- Freude explizit aussprechen
- auf Klima in der Klasse achten und positive Erfahrungen ansprechen

Herabsetzung, Pejorative, also negative Zuschreibungen, und auch Vergleiche mit anderen werden vermieden.

Verständlich und einfach informieren

Informationen spielen in der Schule nicht nur im Unterricht eine große Rolle. Bei der Weitergabe von Informationen gegenüber den Schüler:innen, den Familien und auch den Lehrkräften können wir durch die Beachtung einer inklusiven Sprache das Verständnis erleichtern und Missverständnisse vermeiden.

Je knapper, wesentlicher und klarer eine Information gehalten ist, umso leichter ist sie verständlich. Hier kann uns die sogenannte Leichte Sprache eine Anregung sein.

Texte in Leichter Sprache informieren in einer verständlicheren Form. Sie richten sich an Menschen mit Einschränkungen beim Lesen und Verstehen. In vielen Museen werden inzwischen Informationen auch in Leichter Sprache abgefasst. Viele Menschen ohne Behinderungen lesen nun inzwischen zuerst den Text in Leichter Sprache und im Anschluss daran den komplexeren. Dadurch wird das Verständnis des Inhalts beschleunigt und vertieft.

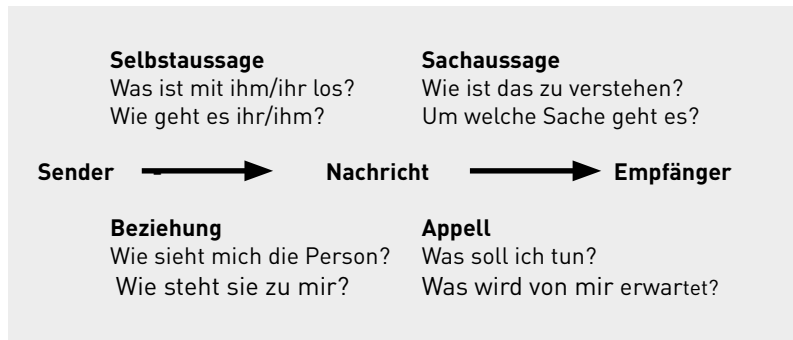
Unterliegt die Leichte Sprache bestimmten, festgelegten Regeln, so deckt die einfache Sprache eine größere, heterogenere Zielgruppe ab und richtet sich in erster Linie an die allgemeine Bevölkerung, die Schwierigkeiten hat komplexere Texte zu verstehen oder die Deutsch als Fremdsprache spricht. Sie arbeitet mit Empfehlungen dazu, wie ein Text verständlicher gestaltet werden kann. Kurze Sätze, einfache Wörter und eine klare Struktur gehören zum Beispiel dazu. Texte in einfacher Sprache kann demnach jeder schreiben und sie müssen nicht noch einmal von offiziellen Tester:innen geprüft werden.

Eine weitere Erleichterung der Informationsaufnahme geschieht durch die Visualisierung von Informationen. Wiederholungen und Erinnerungen sind gute Hilfen, um Abläufe zu sichern. Alltagsärgernisse durch Versäumnisse und Vergessen, besonders wenn Änderungen eintreten, werden dadurch vermieden. Für die Abfassung von Texten in einfacher Sprache kann ChatGPT eine Hilfe sein.

Gespräche führen

Eines der besterprobten und wirksamsten Modelle zur Gesprächsführung und Gestaltung von Interaktion ist das der **vier Ohren** von Friedemann Schulz von Thun: „Miteinander reden“.

Jeder von uns hört in Interaktionen mit einem bestimmten, präferierten Ohr. Lehrkräfte beispielsweise hören sehr deutlich mit dem Appellohr, aber auch mit dem Beziehungsohr. Und wir antworten dann quasi automatisch. Wenn wir uns angewöhnen, auch mit den anderen Ohren zu hören, werden die Gespräche frischer. Dadurch wird der Weg frei zu einer angenehmeren und lösungsorientierteren Situation.



Gesprächssituationen gestalten

In der Schule gibt es viele Gesprächssituationen, in denen die Beachtung einer inklusiven Sprache und Kommunikation für das Gelingen des Gesprächs einen Beitrag leistet. Für alle Gespräche ist ein zuträglicher Gesprächsrahmen eine erste Bedingung.

Zeitpunkt, Dauer, Ort, Sitzordnung und teilnehmende Personen müssen vorher geplant sein.

Die inhaltliche Vorbereitung umfasst das Sammeln von positiven Erlebnissen und Verhaltensweisen, mit denen jedes Gespräch beginnen sollte. Auch das Eruiere von besonderen Interessen und Kenntnissen bildet eine Brücke. Manchmal erfahren wir auch von besonderen Belastungen, die das Lernen des jungen Menschen beeinflussen.

Im Vordergrund steht auch das genaue Thema, das in dem jeweiligen Gespräch verfolgt werden sollte.

Diese Vorbereitung gilt speziell für Schüler:innen mit emotionalen und sozialen Auffälligkeiten und auch gegebenenfalls für ihre Eltern. Meist erwarten sie Vorwürfe, aber nur ein vorwurfsfreies Gespräch auf Augenhöhe ist wirksam im Hinblick auf eine positive Entwicklung und Problemlösungen.

Kritikgespräch – Feedbackgespräch

Ein Kritikgespräch zwischen Lehrkräften und Schüler:innen bezieht sich auf das Verhalten und nicht auf die Person. Es wird also nicht das Kind kritisiert, sondern das Verhaltensziel angesprochen, das es erreichen soll.

In der Regel gibt es zwei Arten von Kritikgesprächen, nämlich zum Lernverhalten oder zum Beziehungsverhalten. Ein Kritikgespräch sollte auch ein Entwicklungsgespräch sein.

Das bedeutet, dass das Gespräch in Abschnitten erfolgt:

1. Resümee des bisher Erreichten
2. Wo gibt es noch Lücken oder Veränderungsbedarf?
3. Neues Ziel vereinbaren
4. Mittel dazu verfügbar machen
5. Zeitraum für ein nächstes Gespräch vereinbaren

Konfliktgespräch

Während eines Streits sind heftige Emotionen aktiviert, die ein Nachdenken und auch Annehmen von Argumenten verhindern. Deshalb muss der Streit erst abklingen, bis eine Lösung angestrebt werden kann. Dafür sind Techniken der Deeskalation außerordentlich hilfreich und sollten Lehrkräften zur Verfügung stehen.

Ein Konfliktgespräch zwischen Schüler:innen braucht Moderation. In höheren Klassen können das auch Mitschüler:innen lernen.

Konfliktgespräche können geübt werden, wenn es an einer Schule viele Möglichkeiten gibt, zu debattieren und dadurch auch eine Debattenkultur zu erwerben. In angelsächsischen Ländern gibt es an Schulen Debattierclubs. In denen setzen sich die Schüler:innen sowohl mit schulinternen Themen auseinander als auch mit allgemein gesellschaftlichen oder politischen.

Zusammenfassende Gedanken

Inklusive Sprache ist eine Sprache der Veränderung und der Weiterentwicklung. Sie wird also nicht endgültig erreicht, sondern immer weiter angestrebt.

Sprachliche Veränderungen brauchen Zeit, Übung und Gewöhnung.

Freude an Sprache und ihren Möglichkeiten ist dabei der wichtigste Aspekt.

Die Beachtung inklusiver Sprache in der Schule verbessert aber nicht nur die Lernsituation von emotional-sozial belasteten Schüler:innen, sondern sie wirkt auch entlastend durch ein Lernklima, das Stress reduziert. Wenn sich alle wohler fühlen können, werden Energien für Herausforderungen und Kreativität freigesetzt.

AUTORIN | Dr. phil. Edith Wölfl

Frauenstraße 38
80469 München

Literatur zum Weiterlesen

Tonio Schachinger: Echtzeitalter, Rowohlt, Hamburg 2023

Peter Spork: Gesundheit ist kein Zufall. Wie das Leben unsere Gene prägt. München 2017

Edith Wölfl: Sensible Schule. Emotional und sozial belastete Kinder verstehen und fördern. Weinheim 2022

Friedemann Schulz von Thun: Miteinander reden. Band 1 und 2 Hamburg 1981 (letzte Ausgabe 2013)